

für die Errichtung einer Gedenkstätte im ehemaligen KZ Fort Oberer Kuhberg ein.

Zu ihrer Lebensleistung zählte auch der unerschrockene Protest gegen die Wiederbewaffnung in den 1950er-Jahren und gegen die Nato-Nachrüstungen in den 1980er-Jahren. Und immer wieder erhob sie ihre Stimme gegen die Nutzung der Atomkraft und warb für die Hinwendung zu erneuerbaren Energien.

Ihre Schwiebertochter Abele-Aicher hat nun eine Biografie vorgelegt, in der sie rund 40 Menschen zu Wort kommen lässt, die über ihre Begegnungen mit Inge Aicher-Scholl berichten oder von ihr erzählen. Darunter befinden sich Beiträge von Hildegard Hamm-Brücher, Erhard Eppler und Erwin Teufel, von ihrer ehemaligen Köchin, von Mitarbeitern der Ulmer Volkshochschule, von Designern, politischen Weggefährten, von Kindern und Enkeln. Auf eine sehr persönliche Art wird so das Bild einer Frau gezeichnet, deren Bemühungen es wert sind, festgehalten zu werden. 60 zum großen Teil bisher unveröffentlichte Zeichnungen, Dokumente und Fotos veranschaulichen den Text; eine Zeittafel erleichtert die Einordnung von Inge Aicher-Scholls Leben in den historischen Kontext. *Sibylle Wrobbel*

Andreas B. Kilcher (Hrsg.)

Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart.

2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Verlag J. B. Metzler Stuttgart 2012. XXXII, 576 Seiten mit 299 Abbildungen. Gebunden € 69,95. ISBN 978-3-476-02457-2

Der Begriff «deutsch-jüdische Literatur» ist schillernd und vielschichtig. Er wurde, je nachdem in welchem historisch-politischen Umfeld er gebraucht wurde, unterschiedlich, gar kontrovers interpretiert, vor allem in der NS-Zeit ideologisch und polemisch instrumentalisiert. Mit ihm verband sich die Vorstellung einer deutsch-jüdischen Symbiose ebenso



und organisierten Massenmorde jemals wieder in deutscher Sprache oder überhaupt literarisch schreiben kann. «Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch», formulierte bekanntlich Theodor W. Adorno.

Das vorliegende Lexikon verwendet den Begriff unbekümmert aller Diskussion, ganz pragmatisch: Es ist jüdischen Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart gewidmet. Es spannt also einen zeitlichen Bogen von rund 250 Jahren. Vor der Aufklärung hatte sich in Europa die jüdische Literatur in hebräischer, aramäischer oder jiddischer Sprache entfaltet. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts begannen dann jüdisch-intellektuelle «Aufklärer» in deutscher Sprache zu schreiben, hebräische Texte, auch religiöse, in die deutsche Sprache zu übersetzen. Zu einer Leitfigur der jüdischen Aufklärung wurde Moses Mendelssohn, der 1743 nach Berlin kam und sich dort mit Gotthold Ephraim Lessing und Friedrich Nicolai anfreundete.

Das Lexikon macht für seine Zeitspanne rund 300 jüdische Schriftstellerinnen und Schriftsteller ausfindig – fünfzig mehr als in der 1999 erschienenen Erstauflage. Es würdigt, alphabetisch nach Namen geordnet, deren Leben und Werk. Schon ein erstes Durchblättern verdeutlicht die Bandbreite deutsch-jüdischer Literatur, selbst wenn man für die «Schwäbische Heimat» auf die «Schwabens» fokussiert. Da findet man berühmte Namen, wie den einstigen aus Nordstetten bei Horb stammenden «Heimatschriftsteller» und Bestsellerautor Berthold Auerbach (1812-1882), dessen Schwarzwälder Dorfgeschichten, insbesondere die vom «Barfüßle», im ganzen deutschsprachigen Raum gelesen wurden, und dessen Grab

wie die Ausgrenzung auf «typische» jüdische Themen oder die Zweifel der Holocaust-Überlebenden, ob man angesichts der staatlich geplanten

man in seinem Geburtsort aufsuchen kann. Zu den in der NS-Zeit Verfolgten zählt der 1887 in Stuttgart geborene Bruno Frank, bekannt als Dramatiker und Verfasser «eher leichter Stücke», wie die 1930 entstandene Boulevardkomödie «Sturm im Wasserglas». Nach dem Reichstagsbrand emigrierte er in die USA. Im amerikanischen Exil ist er 1945 gestorben. Thomas Mann, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband, charakterisierte ihn als «schwäbischen Humanisten, dessen geistige Liebe» Europa gewesen sei.

Kein Schwabe war der im gleichen Jahr geborene, durch sein Gedicht «Weltende» (1911) berühmt gewordene expressionistische Dichter Jakob van Hoddis. Doch verbrachte der von den Nazis 1942 Ermordete über ein Jahrzehnt seines Lebens in Tübingen und in Göppingen. Zur gleichen Generation gehört der dem alemannischen Landjudentum entstammende, 1883 in Wangen am Bodensee geborene Jacob Picard, der sich nach seinem Berufsverbot 1933 ausschließlich der Literatur zuwandte. Zunehmender Verfolgung entzog er sich im Herbst 1940 durch die Flucht in die USA, wo er die amerikanische Staatsangehörigkeit annahm. Gleichwohl blieb er der «deutschen bzw. deutsch-jüdischen Kulturgeschichte» verbunden und kehrte 1965 in die alte Heimat zurück.

Eine gänzlich andere Generation, Zeit und Haltung präsentiert die 1947 in einem Lager für Displaced Persons bei Ulm geborene Lea Fleischmann, Kind jüdisch-polnischer Eltern, die den Holocaust überlebten. 1979 wandert sie mit ihren zwei Kindern nach Israel aus und rechnet mit Deutschland ab. In ihrem viel beachteten 1980 erschienenen Buch «Dies ist nicht mein Land» zeigt sie auf, warum sie als Jüdin nach dem Holocaust in Deutschland nicht mehr leben konnte.

Ein Lexikon dient vor allem dem Nachschlagen. Doch dieses ist weit mehr als ein Nachschlagewerk. Die kurzen, ein, zwei, drei Seiten umfassenden, essayistischen Biographien, an denen rund hundert Wissenschaftler gearbeitet haben, sind spannend zu lesen und ergeben insgesamt ein

ausgezeichnetes Bild nicht nur der deutsch-jüdischen Literatur, sondern der deutsch-jüdischen Geschichte seit der Aufklärung. Eine vorzügliche Zusammenfassung gelang dem Herausgeber – seit 2008 Professor für Literatur und Kulturwissenschaft in Zürich, zuvor in Tübingen – in seiner Einleitung zum Werk. *Wilfried Setzler*

*Arbeitsgemeinschaft Archive im Städte-
tag Baden-Württemberg (Hrsg.)*

**Stadtgedächtnis – Stadtgewissen –
Stadtgeschichte!**

**Angebote, Aufgaben und Leistungen
der Stadtarchive in Baden-
Württemberg.**

*Verlag Regionalkultur Ubstadt-Weiher
2013. 191 Seiten mit 115 meist farbigen
Abbildungen. Fester Einband € 17,90.
ISBN 978-3-89735-746-4*



Wer sich den Archivar heute noch als skurrile Gestalt in grauem Kittel vorstellt, die in staubigem Gewölbe in alten Papieren wühlt, hat ein falsches Bild, obwohl es solche Personen gewiss auch heute noch vereinzelt gibt. Das Gegenteil wird die Regel, Archive verstehen sich zunehmend als Dienstleister in einer Dienstleistungsgesellschaft, vereinzelt (nicht mal die größten) Archive mischen bereits munter in den Social Media mit, hier sei etwa das emsig twitternde Stadtarchiv Speyer exemplarisch und als vorbildlich erwähnt. Das anzuzeigende Buch orientiert am Beispiel der kommunalen Archive in Baden-Württemberg über deren Angebote, Aufgaben und Leistungen, wobei man ohne weiteres davon ausgehen kann, dass Angebote, Aufgaben und Leistungen der kommunalen Archive im Rest der Republik kaum anders aussehen dürften.

Der erste Abschnitt informiert über Archive im Kontext der modernen Kommunalverwaltungen. Hier geht es um die Grundlagen der archivistischen Arbeit, die Schriftgutverwaltung im digitalen Zeitalter, die Aus-

lese, also Bewertung des eigentlich archivwürdigen Schriftguts, die Archive als Tummelplätze für Familienforscher, als besonderen Aspekt die (nicht nur quantitativ bedeutende) Aktenüberlieferung der Bauverwaltung, die unverzichtbare archivistische Dienstbibliothek, Themen rund um Archivgebäude, aber die nicht unbedingt zu «großen oder kleinen Katastrophen» führen müssen, schließlich die Probleme der gar nicht so kleinen Schar der kommunalen Archiv(ar)e, die als Ein-Mann- (oder Ein-Frau-) Betrieb als «Generalisten und Allzweckwaffen» zu amtieren haben.

Der Ursprung der Archive, auch der kommunalen, bestand in der sicheren Aufbewahrung von Rechtstiteln, also in aller Regel von Urkunden. Später, mit zunehmender Bürokratisierung und Differenzierung der Verwaltungstätigkeit kam dann auch das stetig wachsende reguläre Verwaltungsschriftgut hinzu. Dieses wird kurioserweise auch im elektronischen Zeitalter nicht nur nicht weniger, sondern schwillt durch vielfachen Ausdruck von E-Mails usw. munter weiter an, als habe man den Ehrgeiz, das «Internetz» auch auf Papier zu verewigen. Dennoch, das amtliche Schriftgut einer kommunalen Verwaltung kann die Geschichte einer Kommune nicht umfassend dokumentieren, weil es stets nur die Perspektive des Verwaltungshandelns zeigt. Viele Bereiche, vor allem aus der Kultur, der Wirtschaft, des Alltagslebens, fallen durch das bürokratische Raster.

Diese Lücken zu schließen, sind Archive seit längerem bestrebt durch sogenannte Ergänzungs- oder Ersatzüberlieferungen, Überlieferungsprofile jenseits der städtischen Unterlagen, die der zweite Abschnitt behandelt. Hierzu zählen etwa Plakate, Bilder, Filme und Tondokumente, Nachlässe von Amtsträgern und Privatpersonen, Parteienschriftgut, sonstiges außerstädtisches Schriftgut, auch Sammlungen von Zeitungen. Letztere ergänzt bzw. teilweise sogar erschlossen durch Zeitungsausschnittsammlungen, die, wenn sie gut geführt werden, eine nicht zu unterschätzende Möglichkeit

einer ersten Orientierung zu diversen Themen bieten.

Natürlich mischen die Kommunalarchive auch (mehr oder weniger) im digitalen Zeitalter mit; diesem Thema widmet sich der dritte Abschnitt. Hier geht es um die Übernahme der Daten elektronischer Systeme ins Archiv, die Digitalisierung, Mikroverfilmung und Restaurierung von Akten, die Mitwirkung eines Stadtarchivs bei der Einführung eines stadtweiten Dokumenten-Management-Systems (toller Ausdruck, so schön viel- und nichtssagend) am Beispiel Mannheims, schließlich die Online-Angebote von Archiven unter dem Motto «Mit wenigen Klicks zur richtigen Information». Hier sei doch an die gar nicht so wenigen (übrigens nicht nur jugendlichen) Archivbesucher erinnert, die in unübertrefflicher Naivität erwarten, dass ihnen alle Unterlagen zu ihrer Fragestellung im Nu «auf Knopfdruck» zur Verfügung gestellt werden, natürlich zum Ausdrucken und, da man mit alten Schriften bekanntermaßen Probleme hat, auch schon schön säuberlich transkribiert. Der Rezensent ist sicher, dass ein solch digitales Archiv noch geraume Zeit auf sich warten lassen wird – Dokumenten-Management-Systeme hin oder her.

Selbstverständlich bringt es nichts, wenn die Archive still vor sich hinwerkeln, ohne dass die Öffentlichkeit (oder auch nur der Rest der Verwaltung) davon etwas mitbekommt. Diese «Wege in und für die Öffentlichkeit» behandelt der vierte Abschnitt. Dass man die Öffentlichkeit über bemerkenswerte Aktenfunde oder interessierende Akquisitionen etwa von Nachlässen bekannter Personen oder Unterlagen bekannter Organisationen, Firmen usw. regelmäßig informiert, ist eine eher klassische Variante der archivistischen Öffentlichkeitsarbeit. Hinzu treten Ausstellungen, Vorträge und Angebote im öffentlichen und neuerdings auch virtuellen Raum. Stadtgeschichte im Verbund von Stadtmarketing – ein bemerkenswerter Aspekt, wobei sich natürlich die Frage stellt, inwieweit so etwas substantiell sein und in die wünschenswerte Tiefe gehen kann. Vermehrt sehen sich Archive auch als außerschulische Lern-